

### 3. Individuelle Gestaltung des Berufs- und Privatlebens im Wandel von Arbeit und Gesellschaft

Die tiefgreifenden Veränderungen in der Arbeitswelt und im Verhältnis der Geschlechter haben das im Fordismus relativ festgefügte Verhältnis von Berufs- und Privatleben nachhaltig verändert. Nicht zuletzt deswegen ist der Begriff Work-Life-Balance heute sowohl im angelsächsischen wie im deutschen Raum so populär: Denn in postindustriellen Gesellschaften erscheint es immer schwieriger, eine Balance beider Lebensbereiche zu realisieren (Hoff et al., 2005). Unklar bleibt allerdings bei der im Begriff der Work-Life-Balance angelegten Gegenüberstellung von Arbeit und Leben zum einen, ob das „eigentliche“ Leben nur außerhalb der Erwerbsarbeit stattfindet (ebd.), und wo die unbezahlte Arbeit in Haushalt und Familie in dieser Balance zu verorten ist (zur Kritik am Work-Life-Balance-Begriff vgl. Resch, 2003). Unproblematischer erscheint es daher im Folgenden anstelle von Work-Life-Balance vom Verhältnis der Hauptlebenssphären Berufs- und Privatleben sowie der individuellen Gestaltung dieses Verhältnisses zu sprechen.

Das Verhältnis von Arbeit und Freizeit bzw. von Berufs- und Privatleben ist schon lange Gegenstand sozialwissenschaftlicher Untersuchungen. Es ist zudem ein Thema, das sich durch große Alltagsnähe auszeichnet, denn jeder Erwerbstätige handelt und urteilt im Alltag so, als ob er eine Theorie über den Zusammenhang von Arbeit und Freizeit im Hinterkopf hat. Entsprechend formuliert Lempert im Vorwort zu Hoffs Buch „Arbeit, Freizeit und Persönlichkeit“: „Das Verhältnis, in dem die Hauptlebensbereiche von Angehörigen industrialisierter Gesellschaften zu bestimmten Zeitpunkten und im biographischen Ablauf zueinander stehen, und die Bedeutung dieses Verhältnisses für das Handeln und die Entwicklung der Individuen – das sind Themen, mit denen sich nicht nur Soziologen und Psychologen seit Jahrzehnten befassen; sie sind auch im Alltagsbewusstsein mehr oder minder präsent“ (1992: 9). Das gängigste aller alltäglichen Vorstellungsmuster ist in diesem Zusammenhang wahrscheinlich immer noch die alltagssprachliche Fassung der Theorie der Segmentation von Arbeit und Freizeit in der kurzen Formel „Dienst ist Dienst, und Schnaps ist Schnaps“. Um die individuelle Gestaltung des Berufs- und des Privatlebens wissenschaftlich zu erfassen, ist es notwendig, solche subjektiven, alltäglichen Vorstellungsmuster empirisch zu erheben und mithilfe entsprechender wissenschaftlicher Methoden auf einer theoretischen Ebene zu verorten. Im sozialwissenschaftlichen Kontext sind auf diesem Wege zwei theoretische Konzeptionen formuliert worden: In der Psychologie ist es das Konzept der „Lebensgestaltung“, das aus der Forschung zu Arbeit, Freizeit und Persönlichkeit entstanden ist und seit den 1990er Jahren von Ernst-H. Hoff und Mitarbeitern an der Freien Universität Berlin in empirischen Projekten wie dem DFG-Projekt „PROFIL“ und dem vorliegenden Projekt „KOMPETENT“ weiter entwickelt und ausdifferenziert wurde. In der Soziologie ist es das Konzept der „Alltäglichen

Lebensführung“, das in den Jahren 1972 bis 1996 im Rahmen von Sonderforschungsbereichen an der Universität München entwickelt wurde und für das Autoren wie Günter G. Voß, Karl Martin Bolte, Karin Jurczyk, Maria S. Rerrich und Werner Kudera stehen. Um die theoretische Verortung der beiden Konzepte der „Lebensgestaltung“ und „Lebensführung“ zumindest ansatzweise zu verdeutlichen, soll im Folgenden zunächst skizziert werden, welches die zentralen Inhalte der Konzepte sind, welche Überlegungen und Untersuchungen hinter beiden Konzepten stehen, und in welchen Punkten sie sich voneinander unterscheiden.

### **3.1 Neue Anforderungen an die individuelle Gestaltung des ganzen Lebens: Zwischen objektiven Zwängen und subjektiven Handlungsspielräumen**

Die neuen Anforderungen an die individuelle Gestaltung des ganzen Lebens scheinen für beide Geschlechter sowohl neue Zwänge wie auch neue Chancen zu eröffnen. Lange Zeit galt die Vereinbarung von Beruf und Familie als ein Frauenthema. Die meisten erwerbstätigen Männer konnten ihr Leben in der strukturellen Rahmung von „Normalarbeitsverhältnissen“ dank ihrer Ehefrauen und Partnerinnen, die sie von Haus- und Familienarbeit entlasteten, in vergleichsweise geordneten Bahnen führen: Die klare Trennung von Berufs- und Privatleben galt für sie als selbstverständlich. Für berufstätige Frauen dagegen und insbesondere für erwerbstätige Mütter stellt die Vermittlung zwischen der beruflichen und öffentlichen Sphäre einerseits und der außerberuflichen und privaten Sphäre andererseits seit jeher eine voraussetzungsvolle Aufgabe dar. Wer nicht nur sein eigenes Leben in alltäglicher und biographischer Perspektive planen und gestalten muss, sondern im Rahmen von Partnerschaft und Familie auch das soziale Umfeld miteinbeziehen muss, sieht sich mit komplexen Anforderungen der Koordination und Synchronisation von Handlungen, Projekten und Zielen mehrerer Personen konfrontiert. Die seit gut drei Dekaden fortschreitenden Modernisierungsprozesse haben die eingangs beschriebene traditionale Ordnung – der Mann als Familienernährer und die Frau als Zuverdienende – indes nachhaltig erschüttert. Die Freisetzung aus traditionellen Bindungen und Zugehörigkeiten zu gesellschaftlichen Gruppen, Ständen und Klassen gilt mittlerweile als kulturelle Selbstverständlichkeit (Kudera & Voß, 2000). Weiter haben die Bildungsexpansion, neue Verhütungsmöglichkeiten, sinkende Kinderzahlen, die Zunahme der Frauenerwerbstätigkeit und die wachsende Berufs- und Karriereorientierung der Frauen sowie partnerschaftlichere Geschlechterkonzepte und eine sich ausfächernde Pluralität von Lebensentwürfen zu Unbestimmtheiten und neuen Offenheiten geführt, die sowohl Frauen als auch Männer zunehmend zu einer Lebensführung in eigener Regie verpflichten (Jurczyk & Lange, 2002). In jüngerer Zeit schaffen die zunehmende Differenzierung und Deregulierung von Arbeitsverhältnissen, die Flexibilisierung von Arbeitszeiten und die Einführung neuer Betriebskonzepte zusätzliche Unwägbarkeiten, die die berufliche Planung und Berufsbiographie entstandardisieren (ebd.). Der „verberuflichte“ Arbeitnehmer mit klarem Bildungsverlauf,

Berufsbild und -status, mit festgelegten Arbeitszeiten, -orten und –aufgaben und mit einer kontinuierlichen Erwerbsbiographie, die im Risikoverlauf sozial abgesichert ist, wird im Zuge dieser Veränderungen zum Auslaufmodell bzw. er verliert zumindest seine dominante Bedeutung, so Jurczyk und Lange (2002: 11). „Vielmehr wird heute von den Arbeitenden unter Berufung auf ihre gewandelten Bedürfnisse ein Mehr an Engagement, Flexibilität und Eigeninitiative abverlangt, als es unter den Bedingungen eines sozialstaatlich regulierten Kapitalismus der Fall gewesen ist“ (Jurczyk & Lange, 2002: 11). Gleichzeitig führt die Erosion der mit der Industrialisierung entstandenen grundlegenden Dichotomien moderner Gesellschaften – wie „Arbeit und Leben“, „Beruf und Familie“, „Öffentlichkeit und Privatleben“ – zu einer Entgrenzung der Lebenssphären (Jurczyk & Oechsle, 2002). Die Frage, ob die Modernisierungsprozesse neue Chancen für eine bessere Balance von Arbeit und Leben eröffnen, oder ob sie durch eine Rationalisierung des Privaten die kulturelle Dominanz der Erwerbsarbeit weiter verstärken und Individuen, Paare und Familien letztlich überfordern, ist als empirisch weitgehend offen zu bewerten (Jurczyk & Oechsle, 2002). Die Frage nach der individuellen Gestaltung der Lebenssphären gewinnt also angesichts der aktuellen Entwicklungen deutlich an Brisanz. In den beiden folgenden Unterkapiteln wird nachgezeichnet, wie diese Gestaltung aus zwei unterschiedlichen wissenschaftlichen Perspektive bislang beleuchtet wurde.

### **3.1.1 Lebensgestaltung**

Das Konzept der „Lebensgestaltung“ hat seinen Ursprung in der Arbeit- und Freizeitforschung. Freizeit selbst ist historisch gesehen ein relativ junges Phänomen. Die rigiden Strukturen, die zu Beginn der Industrialisierung etabliert wurden, ließen den Erwerbstätigen kaum Handlungsspielräume zur Gestaltung von Erwerbsarbeit und außerberuflicher Lebenssphäre. So konstatierte Marie Baum (1874-1964), eine Zeitgenossin und Schülerin Max Webers, in ihrer Untersuchung der Arbeits- und Lebensbedingungen von Lohnarbeiterinnen in Industrie und Handel in der Stadt Karlsruhe aus dem Jahre 1906 angesichts der damals üblichen Zwölf-Stunden-Arbeitstage: „Zur Vertiefung des persönlichen und beruflichen Lebens gehört Zeit. Verkürzung der Arbeitsdauer ist die unerlässliche Grundbedingung für ihre Durchführung.“ (1906: 223 – zitiert nach Raehlmann, 2002). Dieses Mehr an Zeit ist in Deutschland eine Errungenschaft der Nachkriegszeit. Für die Mehrheit der Erwerbstätigen entwickelte sich erst mit der Etablierung eines kollektiv weitgehend verbindlichen und institutionell eingebetteten „Normalarbeitsverhältnisses“ (Mückenberger, 1985) ein Verständnis von Freizeit, die sich im Sinne von Nicht-Arbeit zeitlich und räumlich eindeutig von der Erwerbstätigkeit in Betrieb, Firma oder Büro abgrenzen lässt und individuell genutzt werden kann (Hoff, 1992). Angesichts der bis in die siebziger Jahre vorherrschenden höchst restriktiven Formen industrieller Lohnarbeit entwickelte sich im Kontrast dazu ein Begriff von Freizeit, der vor allem Freiheit von Erwerbsarbeit bedeutete und als freie, autonom zu

gestaltende Zeit verstanden wurde (Hoff, Theobald & Hörrmann-Lecher, 1992). Dass ein solcher Begriff von Freizeit androzentratisch verengt ist, liegt aus heutiger Perspektive zwar auf der Hand, fand aber erst in den 1980er Jahren durch die sozialwissenschaftliche Forschung v.a. von Frauen über Frauen Eingang in den wissenschaftlichen Diskurs. Sie hat die Forschung insgesamt um die These von der „doppelten und widersprüchlichen Sozialisation von Frauen“ bereichert, die von einer gleichzeitigen Orientierung von Frauen am Erwerbs- und Privatleben ausgeht und zudem den Arbeitscharakter von Haus- und Familienarbeit thematisiert (vgl. u.a. Becker-Schmidt et al., 1982; Knapp, 1990; Krüger, 1991; Krüger & Born, 1991).

Mit dem Zugewinn an erwerbsarbeitsfreier Zeit wurde das Verhältnis von Arbeit und Freizeit im individuellen Denken, Fühlen und Handeln der Menschen zu einem Gegenstand sozialwissenschaftlichen Interesses. Maßgeblich für die Beschreibung der Bezüge zwischen den Lebensbereichen war zu Beginn die Außensicht der Wissenschaftler auf die Untersuchten. Die Relationen zwischen beiden Lebensbereichen wurden aus dieser Perspektive zunächst rein monokausal im Sinne einer einseitigen Beeinflussung der Freizeit durch die Arbeit beschrieben, und zwar entweder im Sinne einer „Generalisation“, einer „Kompensation“ oder einer „Neutralität“ (vgl. Hoff, 1992). Die „Generalisationsthese“ geht dabei von einer Ähnlichkeit beider Bereiche aus, die am treffendsten mit dem Titel der Studie von Meissner (1971) „The long arm of the job“ beschrieben wird: Demnach determinieren Verhaltenszwänge oder -freiheiten in der Arbeit und die damit verbundenen Erfahrungen die Freizeit. Die „Kompensationsthese“ besagt, dass negative Arbeitserfahrungen mit positiven Erfahrungen in der Freizeit ausgeglichen werden. Die „Neutralitätsthese“ schließlich postuliert eine strikte Trennung beider Lebenssphären, was bedeuten würde, dass sich Menschen in ihrem Erleben und Handeln völlig ihrer objektiv segmentierten Umwelt anpassen. Hoff (1992) hat deutlich gemacht, warum diese Erklärungen vor dem Hintergrund des in Psychologie und Soziologie vorherrschenden interaktionistischen Paradigmas, das von einer ständigen reziproken Interaktion zwischen externen sozialstrukturellen und internen persönlichkeitsstrukturellen Prozessen ausgeht, zu kurz greifen.

„Der Ort dieses Austausches ist das menschliche Handeln, das immer reaktive und aktive Komponenten zugleich beinhaltet und in dem sich die beiden interagierenden Seiten, Person und Umwelt, in ihrer Entwicklung gegenseitig vorantreiben. Personen werden also nicht einseitig von außen determiniert, sondern sie sind „produktiv realitätsverarbeitende Subjekte“ (Hurrelmann 1983; Geulen & Hurrelmann, 1980), die ihr Handeln, ihre Biographien und, vermittelt darüber, ihre Umwelten, deren Teil sie sind, mitgestalten. Zugleich beinhalten diese Umwelten aber auch jene objektiven Restriktionen, mit denen Verhalten (z.B. das in der „freien Zeit“) ermöglicht wird. Insofern beeinflussen Umwelten ihrerseits die an dieses Verhalten bzw. Handeln gebundenen

persönlichen Erfahrungen und damit die Entwicklung von Personen“ (Hoff, Theobald & Hörmann-Lecher, 1992: 363).

Vor diesem Hintergrund mussten die monokausalen Annahmen über die einseitigen Wirkungen von Arbeit auf Freizeit revidiert werden. Insbesondere die Neutralitätsthese, die sozusagen von getrennten Identitäten in beiden Lebensbereichen ausgeht, wurde wissenschaftlich unhaltbar bzw. sie bedurfte zur Erklärung eines Perspektivenwechsels. Nachvollziehbar wird die Neutralitätsthese nämlich erst aus der Perspektive des Subjektes, und zwar in dem Sinne, dass eine Person eine Trennung beider Bereiche als eine bewusste Strategie nutzt, die es ihr erleichtert, nach einer belastenden Arbeit in der Freizeit völlig „abzuschalten“. (Hoff, Theobald & Hörmann-Lecher, 1992). In Hoff's Buch zu „Arbeit, Freizeit und Persönlichkeit“ (1992) wird die Arbeit-Freizeit-Forschung auf der Grundlage des interaktionistischen Paradigmas konzeptionell um mehrere Perspektiven erweitert: Zum einen wird auf der Basis empirischer Studien<sup>13</sup> die bis dahin übliche *Außenperspektive* der Wissenschaftler auf die Personen um die *innere* Sichtweise der Subjekte ergänzt, d.h. es werden auch die subjektiven Vorstellungsmuster von Personen zu den Bezügen zwischen Berufs- und Privatleben berücksichtigt. Zum anderen wird das bis dato monokausale Erklärungsmodell zu den Relationen zwischen Arbeit und Freizeit um die Perspektive einer permanenten *reziproken Interaktion* zwischen beiden Lebenssphären erweitert. Darüber hinaus wird der Gedanke einer Gleichzeitigkeit unterschiedlicher Möglichkeiten von Relationen berücksichtigt, und zwar nicht nur auf der alltäglichen Handlungsebene, sondern auch in biographischer Perspektive. Der Einbezug der biographischen Perspektive weist zudem auf das Entwicklungspotential von subjektiven Vorstellungsmustern hin, da es naheliegend ist, dass Konflikte und Krisen Menschen zwingen können, ihre Vorstellungen über die Bezüge zwischen ihrem Berufs- und Privatleben zu reflektieren und diese zu verändern – beispielsweise nach einer Familiengründung. Hoff bezieht sich dabei auf Giddens (1991), der Reflexivität als Kennzeichen von Identität in der späten Moderne bzw. in postindustriellen Gesellschaften benennt und Konflikte als Voraussetzung für eine zunehmende Reflexion der eigenen Person begreift (Hoff, 2003b). Das aus diesen Überlegungen – und ergänzenden empirischen Untersuchungen – resultierende Klassifikationsschema zu subjektiven Vorstellungsmustern von Arbeit und Freizeit erweiterte die Thesen von der Neutralität, Generalisation und Kompensation um wesentliche Aspekte. In diesem Schema wird zum einen die rein monokausale Beeinflussung der Freizeit durch die Arbeit um eine auch umgekehrt mögliche Beeinflussung der Arbeit durch die Freizeit ergänzt. Eine andere wichtige Erweiterung stellt die neu eingeführte Relation „Wechselseitige Beziehungen“

---

<sup>13</sup> Der Theorieentwicklung liegt als empirische Grundlage v.a. das interdisziplinäre Forschungsprojekt zu „Wechselwirkungen zwischen berufsbiographischen Verläufen und persönlichkeitsstrukturellen Veränderungen bei jungen Facharbeitern“ (Hoff, Lempert & Lappe, 1991) zugrunde, in dem im Rahmen einer Längsschnittstudie das Zusammenwirken von vorberuflicher, beruflicher und außerberuflicher Sozialisation bei Facharbeitern untersucht wurde.

dar, die den Grundgedanken der reziproken Interaktion von Person und Umwelt im Lebenslauf aufnimmt (Hoff, 1992: 107).

Als Fazit lässt sich aus diesen Überlegungen folgern, dass man auf der Subjektebene bei den Bezügen zwischen Arbeit und Freizeit von ständigen Wechselwirkungen zwischen dem Denken, Fühlen und Handeln von Personen in beiden Lebenssphären und zwischen den Entwicklungsprozessen in beiden Lebenssträngen ausgehen muss. Dieser Prozess lässt sich als „doppelte, ineinander verschränkte Sozialisation“ verstehen (Hoff, Theobald & Hörrmann-Lecher, 1992: 364). Das bedeutet, dass sich über die Zeit die subjektiven Vorstellungsmuster zu Arbeit und Freizeit zu dominanten Mustern verdichten, die von den Subjekten generalisiert werden und so den Charakter von persönlichen Überzeugungen sowie von identitätsrelevanten Person-Merkmalen annehmen können (Hoff, Theobald & Hörrmann-Lecher, 1992; Hoff, 1994). Diesem Entwicklungsmodell liegt die Annahme zugrunde, dass Diskrepanzen zwischen restriktiven und nichtrestriktiven Lebensbedingungen sowie Widersprüche und Konflikte die psychische Entwicklung vorantreiben, und Diskrepanzen zwischen beruflichen und privaten Lebensbedingungen, Diskontinuitäten und biographische Brüche als Entwicklungsanstöße dienen können (Hoff, 1994). In diesem Sinne definiert Hoff Persönlichkeitsentwicklung als Ergebnis eines reflexiven Prozesses, in dessen Rahmen sich Personen „bewusst mit dem Spannungsverhältnis von Freiheiten, Zwängen und Pflichten im Beruf auseinandersetzen und die Fähigkeiten zum autonomen Handeln im Zuge entsprechender Integrationsleistungen ausbilden“ (Hoff, 1994: 547). Dieser Reflexions-Prozess führt zu einer komplexen Sichtweise auf die eigene Person, die sich selbst als Subjekt und Objekt ihrer Welt in immer neuen Konstellationen begreift (ebd.). In diesem Sinne kann man auch von einer „Selbstsozialisation“ sprechen. Heinz (2000) versteht unter dem Begriff „Selbstsozialisation“, dass Biografien zwar nicht völlig selbstorganisiert werden, aber dass Menschen potentiell ihre Biographie planen und mitgestalten und die Gelegenheitsstrukturen ihrer Umwelt aktiv nutzen können. Die Handlungs- und Gestaltungsmöglichkeiten der Individuen und ihre damit einhergehende Identitäts-, Persönlichkeits- und Kompetenzentwicklung stehen also im Mittelpunkt des Konzepts der „Lebensgestaltung“. Ziel dieses Entwicklungsprozesses ist das „reflexive Selbst“, das von Hoff (2003b) wie folgt definiert wird:

„Das Paradigma vom „reflexiv handelnden Subjekt“ verweist auf ein grundlegendes Verständnis vom Menschen, dessen Handeln nicht nur einseitig durch externe, sozialstrukturell bedingte Anforderungen, sondern auch durch interne Strebungen und autonom gesetzte Ziele bestimmt wird. Das eigene Handeln wird im Spannungsfeld zwischen diesen beiden Seiten, zwischen externen Anforderungen und internen Strebungen, zwischen gesellschaftlicher Einbindung und individueller Autonomie (sowie im Spannungsfeld zwischen unterschiedlichen oder gar konfligierenden Anforderungen, Strebungen oder Zielen) reflektiert; und das in dieser Weise reflexive Subjekt kann durch sein Handeln nicht nur eine Verfestigung, sondern auch eine gravierende

Veränderung seiner Handlungsbedingungen bzw. seiner Umwelt bewirken“ (Hoff, 2003b: 3).

In zwei Forschungsprojekten – „PROFIL“ und „KOMPETENT“ – haben Hoff und Mitarbeiter am Arbeitsbereich Arbeits-, Berufs- und Organisationspsychologie der Freien Universität Berlin vor dem Hintergrund der dargelegten Überlegungen untersucht, welche Formen der „Lebensgestaltung“ Menschen in unterschiedlichen Professionen und Berufsbereichen entwickeln. An dieser Stelle soll zunächst das Projekt „PROFIL“<sup>14</sup> „Professionalisierung und Integration der Lebenssphären – Geschlechterspezifische Berufsverläufe in Medizin und Psychologie“ kurz vorgestellt werden; das Projekt „KOMPETENT“ wird an späterer Stelle, im Kapitel 5.1, ausführlich dargestellt. Im Projekt „PROFIL“ wurden Frauen und Männer aus den Professionen Medizin und Psychologie im Alter zwischen 40 und 45 Jahren befragt, die bereits auf eine 15jährige Berufstätigkeit zurückblicken konnten. Via Fragebogen wurden die Berufsbiographien von 936 Personen erhoben. Danach wurden mit 120 prototypischen Vertretern unterschiedlicher Berufsverlaufsmuster Intensivinterviews geführt. Ziel des Forschungsprojektes war es, der Frage nachzugehen, „warum Berufswege von Männern und Frauen innerhalb *gleicher* Professionen und trotz *gleicher* (im Studium erworbener) Ausgangsqualifikationen unterschiedlich verlaufen; und weiter: wie es im einzelnen dazu kommt, dass die Berufsverläufe von Männern zum Teil in andere Spezialgebiete und in bessere Positionen führen als die von Frauen“ (Hoff, 2003a: 89; Hervorhebungen im Original). Den theoretischen Ausgangspunkt stellte die Konzeption der Relation der Lebenssphären mit dem Ansatz der „doppelten Sozialisation der Frauen“ dar, wie ihn Becker-Schmidt (1980) und Knapp (1990) formuliert haben. Daraus leitete sich die zentrale Annahme des Forschungsprojektes ab, dass Frauen im Lebenslauf Beruf und Familie ständig aufeinander beziehen und deren komplexe Relationen reflektieren und dieses Verhältnis im Alltagsleben ebenso wie bei biographischen Entscheidungen stärker als Männer berücksichtigen müssen (Hoff et al., 1998). Im Vordergrund standen also „die *Bezüge zwischen den biographisch wichtigen Ereignissen, Phasen, Stationen oder Weichenstellungen im beruflichen und privaten Lebensstrang* sowie die *darauf* zielenden Vorstellungen und Integrationsleistungen“ (Hoff, 2003a: 89; Hervorhebungen im Original).

Als Ergebnis dieser umfangreichen Fragebogen- und Interviewstudie konnten drei Hauptformen der „Lebensgestaltung“ empirisch unterschieden und handlungstheoretisch beschrieben werden (vgl. Dettmer et al. 2003b). Die drei Hauptformen der Lebensgestaltung wurden als *Segmentation*, *Integration* und *Entgrenzung* bezeichnet. Bei der *Segmentation* laufen berufliches und privates Handeln routiniert und ohne aufwändige Koordination nebeneinander her. Bei der *Integration* erfordert die Koordination und Abstimmung beider Bereiche zusätzlichen

---

<sup>14</sup> Bei „PROFIL“ handelt es sich um ein DFG-Projekt im Rahmen des Schwerpunktprogramms „Professionalisierung, Organisation, Geschlecht“ (vgl. Grote & Hoff, 2004)

Handlungsaufwand. Bei der *Entgrenzung* erscheint es kaum noch sinnvoll bzw. möglich, zwischen Berufs- und Privatleben zu unterscheiden, da beide Lebenssphären zu einer Einheit verschmelzen. Bezogen auf die persönlichen Ziele der Befragten ermöglicht eine Segmentierung zumeist eine Minimierung von Konflikten zwischen unterschiedlichen Zielen (Wünschen, Strebungen, persönlichen Projekten etc., vgl. Hoff & Ewers, 2002a, 2003) sowie von gegenseitigen Behinderungen des Handelns in beiden Lebensbereichen und Lebenssträngen. Eine Integration bedeutet dagegen in der Regel den Versuch einer Bewältigung von Zielkonflikten durch Bildung von übergeordneten Zielen oder Kompromissen. Bei der Entgrenzung geraten Konflikte zwischen beiden Lebenssphären angesichts übereinstimmender oder identischer Ziele dagegen kaum in den Blick. Alle drei Hauptformen sind im Projekt „PROFIL“ noch in insgesamt acht Unterformen ausdifferenziert worden, die jedoch hier nicht vertieft dargestellt werden sollen (vgl. dazu: Dettmer et al. 2003b).

Bei der quantitativen Verteilung der Frauen und Männer auf die drei Hauptformen der Lebensgestaltung zeichnete sich im Projekt „PROFIL“ ein geschlechtstypisches Muster ab: Die Lebensgestaltung der Männer war häufiger durch eine Segmentierung ihrer Ziele und ihres Handelns gekennzeichnet, und ihre Berufswege waren kontinuierlicher und führten entsprechend häufiger zu Berufserfolg, d.h. in höhere Positionen und Einkommensgruppen, als die der Frauen (Hoff & Ewers, 2003). Die Lebensgestaltung der Frauen dagegen zeichnete sich häufiger durch konfligierende Ziele und eine Integration ihres Handelns im beruflichen und im privaten bzw. familiären Lebens aus, ihre Berufswege waren diskontinuierlicher und führten entsprechend seltener zu Berufserfolg im Sinne von Aufstieg und Einkommensverbesserung (ebd.). Als gewichtige Ursache für diese Disparität in den Berufsverläufen und den Formen der Lebensgestaltung benennt Hoff (2003a) die gemeinsame Lebensgestaltung und Arbeitsteilung in Paarbeziehungen, die in vielen Fällen dazu führt, dass sich Paare nach einer Familiengründung darauf verständigen, dass der männliche Partner der Haupternährer der Familie wird und seine berufliche Karriere verfolgt, und die Partnerin nur in dem Rahmen berufstätig bleibt, wie es die familiären Verpflichtungen erlauben. Im Ergebnis, so die Interpretation der Forschungsergebnisse, führen Frauen demnach „ihre berufliche Diskontinuität zum Teil auch selbst mit herbei, wenn ihnen dies im Sinne der Kontinuität eines übergeordneten Zieles – nämlich der optimalen Integration beider Lebenssphären – notwendig erscheint“ (Hoff, 2003a: 92). Dies trifft vor allem dann zu, wenn den Frauen die Integration von Beruf und Familie bzw. Privatleben als eine „identitätszentrale Entwicklungsaufgabe“ erscheint (ebd.: 372). Die Integration wird dann zu einem übergeordneten Lebensziel, dem andere Ziele – wie etwa der berufliche Aufstieg – untergeordnet werden. Das ursprüngliche Ziel des beruflichen Aufstiegs erfährt damit eine subjektive Re-Definition: Beruflicher Erfolg bedeutet für diese Frauen, „dass sich ihr berufliches mit dem privaten Handeln optimal vereinbaren und in ein Konzept vom „richtigen“, ganzheitlichen Leben einfügen lässt“ (Hoff & Ewers, 2003: 141).

Die „Lebensgestaltung“ ist also in der Konzeption von Hoff und Mitarbeitern eng mit handlungs- und identitätstheoretischen Konzepten verknüpft (Dettmer et al., 2003b). Sie fokussiert die individuelle Gestaltung der Bezüge zwischen Berufs- und Privatleben und verbindet diese – unter Bezugnahme auf die Handlungstheorie im deutschen Sprachraum (Hacker, 1998; Volpert, 2003) – mit dem Handeln mit persönlichen Zielen (Hoff & Ewers, 2003).

„Unter Lebensgestaltung verstehen wir nicht nur die Lebensführung im Alltag (vgl. dazu Voß, 1991; Projektgruppe „Alltägliche Lebensführung“, 1995), sondern auch das Handeln mit persönlichen Zielen, die über den Alltag hinausweisen und die z.B. länger andauernde Projekte oder auch biographische Weichenstellungen im Berufs- und Privatleben betreffen. ... Wenn Personen über ihre unterschiedlichen persönlichen Ziele im Berufs- und Privatleben in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft nachdenken, wenn sie also verschiedenartige Ziele und Handlungen vergleichen, aufeinander abstimmen, miteinander verknüpfen, nach subjektiver Bedeutsamkeit ordnen etc., dann kann man auch von Identitätsbildung im Sinne selbstreflexiver Prozesse sprechen“ (Hoff & Ewers, 2003: 131f.).

Die „Lebensgestaltung“ umfasst also zeitlich mehrere Ebenen: die Ebene des alltäglichen Handelns, die Ebene des alltagsübergreifenden Handelns – etwa in mittelfristig angelegten Projekten – und die Ebene biographisch bedeutsamen Handelns – etwa angesichts von Lebensentscheidungen und biographischen Weichenstellungen (Hoff & Ewers, 2002a). Auf diese Handlungsebenen lassen sich auch Zielkonzepte auf wissenschaftlicher Ebene verorten: langfristige Ziele und Lebensaufgaben werden u.a. von Locke und Latham (1990) und Cantor (1994) thematisiert; mittelfristige und Projekte sind von Little (1993) und Beck (1996) sowie von Emmons (1989) als Strebungen konzeptualisiert worden; kurzfristige Ziele sind von Volpert (2003) in arbeitspsychologisch-handlungstheoretischen Ansätzen thematisiert worden. Diese einzelnen Handlungsebenen müssen von den handelnden Personen miteinander im Denken und Handeln koordiniert werden: „Die Tätigkeiten im Tages-, Wochen- und Jahresablauf müssen kognitiv aufeinander bezogen, auf Wechselwirkungen und Prioritäten hin überprüft, zeit-räumlich geplant, mit Partnern ausgehandelt werden“ (Hoff, 2003a: 92). In den Formen der Lebensgestaltungen schlägt sich so letztlich nieder, „ob und in welchem Maße es zu Konflikten zwischen persönlichen Zielen in beiden Lebensbereichen und Lebenssträngen kommt, ob und wie Prioritäten gebildet, Ziele ausbalanciert, integriert und realisiert werden, und schließlich: wie damit Konflikte vermieden, angegangen, gelöst, oder eben auch nicht gelöst werden“ (Hoff & Ewers, 2003: 132). In diesem Sinne kann eine *Segmentation* als eine Strategie der Konfliktminimierung verstanden werden, die es v.a. allem Männern erlaubt, sich – weitgehend unbeeinträchtigt durch häusliche und familiäre Verpflichtungen – beruflich zu etablieren. Wesentlich aufwändiger ist im Vergleich dazu eine *Integration*, die als eine Strategie der Konfliktbewältigung charakterisiert werden kann, der Zielkonflikte vorausgegangen

sind, die mehr oder minder große Abstriche bei den persönlichen Zielen (in jeweils einem oder beiden Lebensbereichen) und/oder die Bildung von „Integrationszielen“ erfordert haben (Hoff & Ewers, 2003).

„Es müssen übergeordnete Ziele gebildet werden, die wir als Integrationsziele bezeichnen. Hier wird die Bildung von Kompromissen im Handeln, der Versuch der Vereinbarung der Einzelziele selbst zum Ziel. Auf der Ebene des biographisch bedeutsamen Handelns und der Lebensziele heißt dies: Die Integration von Beruf und Familie bzw. Privatleben wird selbst zum übergeordneten Lebensziel, dem die Ziele in jedem einzelnen Lebensstrang untergeordnet werden“ (Hoff & Ewers, 2003: 144f.).

Die für das Forschungsprojekt „KOMPETENT“ so zentrale *Entgrenzung* schließlich spielte im Projekt „PROFIL“ quantitativ eine untergeordnete Rolle. Bezogen auf die persönlichen Ziele der Befragten stellte sie eine Strategie der Konfliktvermeidung dar, die sich bei den Befragten in „PROFIL“ in zwei Unterformen fand: zum einen als völlig arbeitszentrierte Lebensgestaltung, zum anderen als inhaltliche und raumzeitliche Überschneidung von beruflichen und privaten Zielen (Hoff & Ewers, 2003). Während bei der ersten Unterform private Ziele kaum noch Raum neben dem Beruf haben, und das Privatleben quasi vom Berufsleben verschluckt wird, wird der Beruf bei der zweiten Unterform als „Berufung“ oder „Passion“ begriffen, die sich inhaltlich im Privatleben fortsetzt und keine klare Aufteilung in Berufs- und Privatperson mehr erlaubt.

Das letzte hier zu nennende Ergebnis des Forschungsprojektes „PROFIL“ betrifft den Befund, dass bestimmte Formen der Lebensgestaltung in der Medizin häufiger vorkommen als in der Psychologie und umgekehrt. Typisch für die Medizin ist der arbeitszentrierte Chefarzt, der bis zu 70 Stunden wöchentlich im Dienst ist und dem die Ehefrau privat „den Rücken freihält“ und der ein prototypischer Vertreter des Lebensgestaltungsform Segmentation ist. Typisch für die Psychologie ist die freiberuflich in eigener Praxis tätige Psychotherapeutin, die gemeinsam mit ihrem Ehemann (ebenfalls ein Psychotherapeut) unter einem Dach lebt und arbeitet, und eine typische Vertreterin der Form Entgrenzung ist (Fallbeispiele aus: Dettmer et al., 2003b). An dieser Stelle zeigt sich, dass auch die Gelegenheitsstrukturen der Professionen bestimmte Formen der Lebensgestaltung begünstigen. Dass im Projekt „KOMPETENT“ von Beginn an von *neuen* Formen arbeitszentrierter Lebensgestaltung die Rede war, hat ebenfalls mit professionsspezifischen Entwicklungen in der Informatik zu tun. Die entfesselten Arbeitsbedingungen in den kleinen IT-Startups, so die Annahme, werden in vielen Fällen eine extreme Arbeitszentrierung und Entgrenzung erzwingen, die bei den vorwiegend jungen Erwerbstätigen berufsbiographisch vermutlich sehr früh einsetzt und durch die starke Bindung an die neuen Technologien noch verstärkt wird.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass das Konzept der „Lebensgestaltung“ die gerade erwähnten externen Gelegenheitsstrukturen berücksichtigt, aber davon ausgeht, dass Subjekte ihre Umwelt mitgestalten und auch verändern können, eben weil sie ihre Handlungen nicht nur an den Möglichkeiten und den Gegebenheiten ihrer Umgebung ausrichten und sich von ihr einseitig determinieren lassen, sondern ihr Handeln wesentlich auch von persönlichen Zielen auf kurz-, mittel- und langfristiger zeitlicher Ebene bestimmt wird. Im Prozess der Auseinandersetzung mit den eigenen Zielen und den Gelegenheitsstrukturen kristallisiert sich dann im Laufe der Biographie eine spezifische Form der Lebensgestaltung heraus, die in engem Zusammenhang mit der Persönlichkeits- und Identitätsentwicklung der Person steht.

### **3.1.2 Alltägliche Lebensführung**

Den Anstoß zur Entwicklung des soziologischen Konzepts der „Alltäglichen Lebensführung“ gaben sozialstrukturelle und soziokulturelle Entwicklungen, die sich Anfang der 70er Jahre abzuzeichnen begannen. Die Mitarbeiter der Projektgruppe „Alltägliche Lebensführung“ um G. Günter Voß gingen davon aus, dass sich durch die Individualisierung der Lebenslagen, die Pluralisierung der Lebensformen und den Wertewandel in den Arbeits- und Lebensorientierungen die Grundlagen der institutionalisierten Konstruktionen von Lebenslauf und Zusammenleben verändern würden (Kudera & Voß, 2000). Kudera und Voß rekapitulieren in ihrer Bilanz zur „Alltäglichen Lebensführung“ zusammenfassend die damaligen Ausgangshypothesen.

„Zu erwarten war, dass bisher vorgegebene und funktionierende Orientierungs- und Handlungsschemata – in welchem Umfang auch immer – nunmehr durch individuelle Konstruktionen und durch individuelle Leistungen substituiert werden müssten. Zu vermuten war ferner, dass die Verlagerung von gesellschaftlichen Regulierungen auf die Regulierungskraft der Individuen im Bereich der Organisation des alltäglichen Zusammenlebens die Notwendigkeit einschließt, neue und möglicherweise flexiblere und offenere Arrangements der Lebensführung auf der Grundlage veränderter Lebenskalküle zu finden und auszugestalten. Darüber hinaus war anzunehmen, dass die Zunahme von Orientierungs- und Handlungsalternativen und eine komplementär wachsende Selbstverantwortlichkeit die Notwendigkeit einer Selbstthematisierung und Selbstkontrolle und damit der Reflexivität von Lebensplanung und Lebenspraxis steigern. Damit schien sich eine neue historische Qualität der Lebensführung anzudeuten. Denn Selbstthematisierung und Reflexivität sind zentrale Indikatoren einer Moderne, wie sie gegenwärtig in einem anderen Kontext als reflexive Modernisierung, Modernisierung der Moderne oder zweite Moderne postuliert und diskutiert wird. Bezogen auf diesen Zusammenhang wurde von uns die neue Qualität einer individualisierten und reflexiv gesteuerten Lebensführung – auf den Schultern von Max Weber –

als ein Element sich durchsetzender Modernisierung auf der Ebene des Subjekts interpretiert“ (Kudera & Voß, 2000: 12f).

Das aktive und reflexive Subjekt nimmt im Rahmen der Konzeption der „Alltäglichen Lebensführung“ eine zentrale Stellung ein. Im Sinne eines subjekttheoretischen Ansatzes wird Lebensführung nicht als passive Aneignung der Welt durch die Person verstanden, sondern als „genuiner Gestaltungsprozess, mittels dessen Optionen ergriffen, Spielräume geschaffen, Chancen genutzt, Widerstand geleistet und Zwänge aufgefangen oder vermieden werden“ (ebd.: 15f). Zudem wird sie als Prozess der „Selbstkonstitution“ aufgefasst, in dessen Rahmen Personen ihre Identität herausbilden (ebd.: 16). Durch ihre eigene Lebensführung stellen Menschen darüber hinaus aber auch selbst Strukturen her und damit eine „sich ihnen gegenüber verselbständigende Ordnung“, wie Kudera und Voß es formulieren (2000: 16). Lebensführung ist somit weder mit der Person identisch noch ein System der Gesellschaft; sie ist vielmehr ein „*System sui generis*“, das zwischen Gesellschaft und Individuum vermittelt (Voß, 2000b: 323; Hervorhebung im Original). Dieses System entsteht im Zuge der individuellen Arrangements im Alltag, die nach und nach eine eigene Struktur bilden, und dem Leben „gewissermaßen Züge einer Institution mit gesicherten Grundlagen und Verfahrensweisen, eigenen Regeln, Prioritäten und Routinen verleihen“ (Kudera & Voß, 2000: 17). Durch diese Strukturierung wird das Alltagsleben auf relativ stabile und dauerhafte Weise gesteuert. Noch weiter gedacht, erzeugt die alltägliche Lebensführung nicht nur auf individueller Ebene Stabilität und Kontinuität, sondern wirkt letztlich auch gesellschaftsstabilisierend. In diesem Sinne ist das Konzept der alltäglichen Lebensführung sowohl subjekt- wie strukturtheoretisch unterlegt.

Karl Martin Bolte fasst in dem Sammelband „Lebensführung und Gesellschaft“ die drei zentralen Funktionen alltäglicher Lebensführung zusammen. Ihr erste wichtige Funktion besteht in der personalen Lebensbewältigung der Zumutungen und Gegebenheiten des Alltags, die ein „Handlungssystem täglicher praktischer Daseinsbewältigung“ begründen (Bolte, 2000: 7).

„In der alltäglichen Lebensführung zeichnet sich ein „Fahrplan“ des Verhaltens einer Person ab, der erkennen lässt, wie diese Person die Aktivitäten verteilt, die erforderlich erscheinen, um von außen kommenden Verpflichtungen und eigenen Interessen zu genügen. Dieses Schema der täglichen Arbeitsteilung einer Person ist bedeutsam für die Integration der vielfältigen, im Lauf des Tages als notwendig erachteten Aktivitäten. Alltägliche Lebensführung – so wie sie hier verstanden wird – ist damit nicht einfach ein alltägliches Geschehen, sondern wirkt – und das ist ihre erste Funktion – als ein wichtiges Instrument personaler Lebensführung“ (Bolte, 2000: 8).

Ihr zweite wichtige Funktion besteht nach Bolte darin, dass die alltägliche Lebensführung einerseits steuert, wie die Menschen an der Gesellschaft partizipieren, und andererseits steuert, wie sie von der Gesellschaft geprägt werden. In diesem Sinne stellt alltägliche

Lebensführung ein spezifisches „Kupplungssystem“ dar, über das sich Mensch und Gesellschaft verzahnen.

„Es sind nicht einfach die einem in einzelnen Sozialsphären begegnenden Zumutungen sowie die dort gemachten Erfahrungen, die eine – sozusagen – passive Vergesellschaftung der Menschen bewirken. Wie Menschen von der Gesellschaft geprägt werden, hängt auch davon ab, wie sie die dortigen Zumutungen und Erfahrungen im Rahmen ihrer alltäglichen Lebensführung verarbeiten“ (ebd.: 8).

Die dritte wichtige Funktion der alltäglichen Lebensführung besteht in der Integration verschiedener Gesellschaftsbereiche: Indem Personen unterschiedliche und zum Teil konkurrierende Lebensbereiche (z.B. Beruf und Familie) pragmatisch unter einen Hut bringen, bilden sie leistungsfähige Brücken zwischen diesen Sphären (ebd.: 9). Als zentrales Anliegen dieser Forschungsperspektive nennt Bolte die Erfassung der Wechselwirkungen zwischen Gesellschaftsstrukturen und menschlichem Verhalten. „Im Blickpunkt steht der Mensch als Geprägter und Prägender von gesellschaftlichen Strukturen“ (ebd: 9).

Bei der alltäglichen Lebensführung geht es also, resümiert Voß, um den „täglichen Zusammenhang aller menschlichen Betätigungen“, der eine Ordnung aufweist, die wissenschaftlich identifiziert werden kann (Voß, 2000a: 270).

„Der Kern der Lebensführung besteht darin, stabile Arrangements mit den jeweiligen Lebensbereichen zu finden, d.h. zu vereinbaren, wie man normalerweise dort tätig wird. Hinzu kommt, dass eine Art und Weise gefunden werden muß, wie man alle diese Tätigkeitsfelder miteinander koordiniert. Man kann dies als das individuelle Arrangement der Arrangements mit verschiedenen Lebensbereichen bezeichnen, das einen stabilen und stabilisierenden Rahmen für die Tätigkeiten des Alltags bildet. Eine Lebensführung in diesem Sinne ist einer Person nicht einfach gegeben, sondern sie muss, was meist nicht bewusst ist, von ihr aktiv hergestellt, erhalten und bei Bedarf auch wieder verändert werden“ (ebd: 271).

Historisch verorten lässt sich die alltägliche Lebensführung bei Max Weber, der die „Lebensführung“ in seinen religionssoziologischen Studien thematisiert (vgl. Voß, 1991). In Webers Studie zur protestantischen Ethik wird der „Geist des Kapitalismus“ als bürgerliche Arbeits- und Berufsethik und ein ethisch eingefärbtes Leitbild der Lebensführung beschrieben (vgl. Raehlmann, 2002: 252). Weber führt darin aus, welche Entwicklungen historisch dazu geführt haben, dass Menschen nicht mehr nur, eingeengt durch Traditionen und Zwänge, fremdbestimmt dahinleben, sondern dass sie das Leben als individuelle Gestaltungsaufgabe begreifen. Nach Weber resultiert daraus eine „methodische Lebensführung“, die sich auf Rationalität und Effektivität gründet, und die sich idealtypisch in der Figur des autonomen Bürgers erfüllt, der politisch in der Öffentlichkeit und wirtschaftlich auf dem Markt vernünftig und selbstän-

dig agiert (Kudera & Voß, 2000: 18f.). Weber definiert damit ein Modell von Lebensführung als autonome Gestaltung von Biographie und Lebenspraxis, das „idealtypisch einen *historisch neuen Modus der Vergesellschaftung und Integration im Code von Individualität*“ aufzeigt (Kudera & Voß, 2000: 20 – Hervorhebungen im Original).

Die zentralen empirischen Arbeiten zum Konzept der alltäglichen Lebensführung sind, unterstützt von der Deutschen Forschungsgemeinschaft im Rahmen des Sonderforschungsbereichs 333, an der Ludwig-Maximilians-Universität München entstanden. Die Datenbasis der empirischen Forschung zu „Entwicklungsperspektiven von Arbeit“ stellen mehr als 100 Interviews mit Personen dar, die nach Alter, Geschlecht, rigiden oder offenen Arbeitsbedingungen sowie zusätzlich nach der Zugehörigkeit zu Stadt oder Land variierten. Befragt wurden Schichtarbeiter und Verkäuferinnen, Journalisten, Altenpflegekräfte und Operatoren sowie als Kontrastgruppe Facharbeiter und Angestellte eines Großbetriebes. Eine zentrale Gemeinsamkeit aller Befragten stellte ihr Familienstand dar: Alle lebten in einer Partnerschaft und hatten Kinder. Die Ergebnisse zur Struktur und Logik der „Alltäglichen Lebensführung“ aus diesem Forschungsprojekt zeigen, dass die Herstellung einer Lebensführung eine anspruchsvolle Organisationsleistung der Individuen ist, da viele Lebenssphären strukturell in Konkurrenz zueinander stehen (Voß, 2000a). Bei keinem der dort Befragten traf die weit verbreitete Vorstellung zu, dass das Leben eines normalen Erwachsenen aus Berufstätigkeit und einem „Rest“ von Familie und erholsamer Freizeit besteht, sondern der außerberufliche Bereich war durchweg mit sehr verschiedenartigen Aktivitäten gefüllt und Muße war für die meisten Befragten ein echter Luxus (ebd.). Im einzelnen zeigten sich dabei jedoch erhebliche soziale Differenzierungen: Nach wie vor existieren z.B. geschlechtsspezifische Unterschiede, weil Frauen in hohem Maße immer noch die Hauptverantwortung für Haushalt und Kinder sowie für die Organisation des gemeinsamen Alltags tragen, was sich in einer geringer ausgeprägten Segmentierung ihres Alltags ausdrückt. Wichtige Unterschiede fanden sich darüber hinaus auch zwischen Befragten aus Städten und eher ländlichen Gebieten, zwischen Befragten in unterschiedlichen Lebensphasen, mit unterschiedlichem Bildungsstand sowie aus unterschiedlichen Berufen (ebd.).

Bei einer Typologisierung der Lebensführung wurden in diesem Projekt drei unterschiedliche basale Funktionslogiken formuliert, die im Sinne von Weberschen Idealtypen auf Grundlage des empirischen Materials gebildet wurden (Voß, 2000a). Es handelt sich dabei um (1) die „*traditionale Lebensführung*“, (2) die „*strategische Lebensführung*“ und (3) die „*situative Lebensführung*“. Zentrale Charakteristiken der *traditionalen Lebensführung* sind fraglos geltende, traditionale Normen und ausgeprägte, kaum veränderlich Routinen (ebd.: 274). Sicherheit und Regelmäßigkeit sind hier zentrale Werte: „Man weiß, was ein ordentliches, was ein gutes Leben ist, wobei man sich stark am sozialen Umfeld orientiert“ (ebd.: 274). Die Arbeit und der Beruf nehmen zwar erheblichen Raum im Alltag ein, aber auch die anderen Bereiche

des Lebens haben einen „angestammten und bewährten Ort im Alltag“ (ebd.: 274). Der *strategischen Lebensführung* dagegen liegt eine typische moderne Logik der Zweckrationalisierung zugrunde, die auf Planung, Organisation, Technisierung und Ökonomisierung beruht (ebd.: 275). Hier wird systematisch versucht, die Bedingungen des Lebens zu berechnen und aktiv zu beherrschen, und der Lebensweg wird langfristig geplant, um einen eigenen Lebensentwurf zu verwirklichen (ebd.: 275). Durch eine rigide zeitliche und sachliche Organisation, den bewussten Einsatz optimierter Routinen und eine vorausschauende Planung wird versucht, alle Bereiche des Lebens zu optimieren. Die männlichen Lebensentwürfe sind hier in der Regel durch den Beruf dominiert, während die Frauen eine Doppelstrategie (Beruf und Familie) verfolgen (ebd.: 275). Die *situative Lebensführung* – deutlich geprägt vom Einfluss der Postmoderne – geht im Kontrast zur strategischen Lebensführung davon aus, dass die Lebensbedingungen komplex und dynamisch und daher nicht vollständig planbar sind (ebd.: 276). „Man lässt viele Dinge vielmehr auf sich zukommen, entscheidet bei Bedarf ad hoc, oft eher intuitiv als kalkulierend, und pflegt ein mehr oder weniger raffiniertes Lavieren“ (ebd.: 276). Charakteristisch ist daher „eine dynamische *Situativität*, eine hohe *Flexibilität* und *Reagibilität* und der weitgehende Verzicht auf feste Planung und Ziele“ (ebd.: 276; Hervorhebungen im Original). Arbeit und Leben bilden hier eine flexible Mischung und für die Stabilität der Lebensführung sorgt die Person selbst. Empirisch taucht diese „situative Lebensführung“ in zwei Varianten auf: einer „privilegierten“ und einer „deprivierten“ (ebd.: 276). Bei ausreichenden Ressourcen (z.B.: hoher Bildungsstand, hohes Einkommen, Zeitsouveränität und personale Stabilität) ist eine „situative Lebensführung“ mit erheblichen Gestaltungschancen und einer hohen Lebensqualität im Alltag verbunden und kann als „Lebenskunst“ verstanden werden (ebd.: 276). Sind die Bedingungen dagegen schlecht (z.B.: prekäre Berufssituation, niedriges Einkommen, ungünstige Arbeitszeiten und Partnerschaftsprobleme) erweist sich die Situativität als belastend. Die Zeit wird dann einseitig als von außen strukturiert erlebt, und der Alltag reduziert sich auf ein kurzatmiges Überleben in einer tendenziell immer überfordernden Gegenwart (ebd.: 277).

Die drei vorgestellten Typen der Lebensführung sind so gefasst, dass sie nicht nur unterschiedliche individuelle Strategien der Lebensführung, sondern auch unterschiedliche historische Entwicklungen repräsentieren. Der Bezug zum Paradigma der Moderne und zur Annahme einer fortschreitenden gesellschaftlichen Rationalisierung ist offensichtlich (Voß, 2000a: 277). Zwar tauchen alle Typen der Lebensführung in der Gegenwart auf – und wurden vermutlich auch schon in früheren Epochen praktiziert –, Voß jedoch geht davon aus, dass situative Elemente und Formen der Lebensgestaltung bei entsprechenden gesellschaftlichen Entwicklungen zunehmend an Bedeutung gewinnen werden. Diese Überlegung hat er im Anschluss an das Forschungsprojekt zur alltäglichen Lebensführung gemeinsam mit Pongratz weiter entwickelt und zum Idealtypus des „Arbeitskraftunternehmers“ verdichtet. Es gibt also

eine direkte Verbindungslinie zwischen den Konzepten der alltäglichen Lebensführung und dem „Arbeitskraftunternehmer“.

### **3.1.3 Gemeinsamkeiten und Unterschiede der Konzepte der Lebensgestaltung und der Lebensführung**

Vergleicht man beide Konzepte, wird deutlich, dass sie relativ eng beieinander liegen und auf den ersten Blick viele Gemeinsamkeiten aufweisen. Im Folgenden soll versucht werden, einige wesentliche Gemeinsamkeiten und Unterschiede der Konzepte herauszuarbeiten. Vorwegnehmen lässt sich, dass sich die Unterschiede im Ganzen gesehen vor allem auf die spezifisch unterschiedlichen Gegenstandsbereiche der jeweiligen sozialwissenschaftlichen Disziplin zurückführen lassen. Während im psychologischen Konzept der „Lebensgestaltung“ die Persönlichkeits-, Kompetenz- und Identitätsentwicklung der Individuen im Mittelpunkt steht, fokussiert das soziologische Konzept der „Alltäglichen Lebensführung“ stärker den Prozess der aktiven Vergesellschaftung der Individuen in einer konkreten historischen Situation. Oder kurz gesagt: Psychologen interessieren sich in erster Linie für die Entwicklung von Einzelnen, Soziologen für die Entwicklung von Gesellschaft. Beiden Konzepten gemeinsam ist in diesem konkreten Fall, dass sie in einigen Aspekten Grenzgänger zwischen den Disziplinen sind.

Zunächst zu den Gemeinsamkeiten der Konzepte. Der Untersuchungsfokus ist weitestgehend identisch: In beiden Konzepten geht es um die Frage, wie Individuen ihr Leben unter den gegenwärtigen gesellschaftlichen Bedingungen gestalten bzw. führen, oder genauer gesagt, wie sie die Anforderungen in den unterschiedlichen Lebensbereichen miteinander vereinbaren. Weiter gehen beide Konzepte gleichermaßen von einem aktiven und reflexiven Subjekt aus, das seine Identität in der Auseinandersetzung mit den gesellschaftlichen Strukturen – unter Berücksichtigung von individuellen Zielen und Ressourcen – entwickelt. Eigene Interessen und von außen kommende Verpflichtungen und Anforderungen müssen demnach auf individueller Ebene im Alltag vermittelt werden. Das Leben wird als individuelle Gestaltungsaufgabe begriffen und führt im Ergebnis zu einer spezifischen Form der Lebensgestaltung bzw. Lebensführung, die zwar grundsätzlich veränderbar und flexibel ist, aber auch eine mehr oder minder starke Stabilität und Routine im Alltag garantiert. Die jeweils typischen Formen der Lebensgestaltung bzw. Lebensführung sind dabei durchaus in einem gewissen Rahmen miteinander kompatibel: Aspekte der Segmentierung, der Integration und Entgrenzung der Lebenssphären finden sich in beiden Typologien<sup>15</sup>.

---

<sup>15</sup> Pongratz und Voß (2003) haben im übrigen in ihrer eigenen Untersuchung zur empirischen Relevanz des „Arbeitskraftunternehmers“ auf die im Projekt „PROFIL“ entwickelte Typologie zurückgegriffen.

Die Unterschiede zwischen den beiden Konzepten zeigen sich vor allem in der Interpretation und Einordnung der Forschungsergebnisse. Während von soziologischer Seite her in erster Linie aufgezeigt werden soll, wie Veränderungen in Ökonomie, Politik und Gesellschaft die alltäglichen Anforderungen an die individuelle, alltägliche Lebensführung beeinflussen, interessieren sich die Psychologen stärker für interindividuell unterschiedliche Strategien im Umgang mit vergleichbaren externen Anforderungen und Bedingungen. Dabei wird im psychologischen Konzept dem individuellen Denken, Fühlen und Handeln der Individuen tendenziell mehr Gewicht beigemessen: Die persönlichen Wünsche und Ziele der Personen – die sich nicht nur auf den Alltag, sondern auch auf die Zukunft richten –, der Umgang mit und die Bewältigung von Konflikten und damit einhergehende individuelle Entwicklungsprozesse nehmen hier einen zentralen Stellenwert ein. „Voß und Pongratz gehen kaum auf Handlungskonflikte ein, während konfligierende Handlungsanforderungen schon bei Vieth und dann besonders in den Arbeiten von Moldaschl behandelt werden“, stellt Hoff (2003b: 6) fest, und grenzt das psychologische Konzept der „Lebensgestaltung“ – mit Blick auf das „reflexive Subjekt“ – entsprechend gegenüber den Überlegungen von Voß u.a. ab.

„Anders als bei einem ausschließlich am Prinzip der Zweckrationalität orientierten Arbeitshandeln im Sinne des „Arbeitskraftunternehmers“ – und hier richtet sich die Reflexivität nur auf die Effizienz von Handlungsmitteln und Handlungswege –, lenkt die Orientierung am Paradigma des „reflexiv handelnden Subjekts“ den Blick vor allem auf eine Reflexion der Handlungsziele. Dabei geht es um Fragen des „richtigen“, des subjektiv „sinnvollen“ Handelns, der Bildung von Prioritäten angesichts von Alternativen und der Begründung des Handelns anhand von „Pflichten“, Werten, oder ethischen Maximen“ (Hoff, 2003b: 4).

An dieser Stelle wird deutlich, dass im Konzept der „Lebensgestaltung“ auch noch ein dritter Aspekt mitgedacht wird, nämlich der Bereich der „Pflichten, Werte und ethischen Maximen“. Ausgegangen wird demnach von einem Subjekt, das sein Handeln nicht nur an den gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und politischen Rahmenbedingungen sowie an den eigenen Wünschen, Zielen und Projekten orientiert, sondern von einem Subjekt, das sein Handeln darüber hinaus auch an moralischen Werten ausrichten kann, die durchaus im Widerspruch zu externen Anforderungen und internen Strebungen stehen können. Erst so wird im Rahmen der Lebensgestaltung erklärbar, dass sich z.B. eine Person unter externen Bedingungen, die eine Entgrenzung nahe legen, bewusst für eine Segmentation oder Integration der Lebenssphären entscheidet, und zwar auf Grundlage der Reflexion eigener Ziele und allgemeiner Werte. Mit Bezug auf die Kapitelüberschrift könnte man formulieren: Im psychologischen Konzept der Lebensgestaltung werden die objektiven Zwänge zugunsten der subjektiven Handlungsspielräume weniger deterministisch gewichtet als im soziologischen Konzept der „Alltäglichen Lebensführung“. In diesem Sinne wird Reflexivität im Rahmen der Lebensgestaltung eher

individualistisch mit Bezug auf eigene Werte und Moralvorstellungen gedacht, während Reflexivität im Konzept der „Alltäglichen Lebensführung“ stärker historisch begründet wird, nämlich als eine Folge der Freisetzungsprozesse im Rahmen der reflexiven Moderne (vgl. Kudera & Voß, 2000).

### **Bezug zur eigenen Untersuchung**

Die Vorstellung und Gegenüberstellung der Konzepte der Lebensgestaltung und „Alltäglichen Lebensführung“ ist sicherlich nicht in allen Punkten erschöpfend, und das kann und soll sie an dieser Stelle auch nicht sein. Die Ausführungen sind jedoch hinreichend, um die Forschungsfragen im empirischen Teil dieser Arbeit nachvollziehbar zu machen. Das Projekt „KOMPETENT“ ist durch den Befragungszeitraum – anders als das Projekt „PROFIL“ – sehr viel stärker an einen spezifischen historischen Zeitraum (den sogenannten „New Economy-Boom“) gebunden, der wiederum die Forschungsfragen – nicht zuletzt durch die theoretische Orientierung am Idealtypus des „Arbeitskraftunternehmers“ – stark geprägt hat. Hier zeigt sich also eine deutliche Nähe zu den Überlegungen von Voß u.a.. Gleichwohl ist es nicht das Hauptanliegen des Projektes, den empirischen Nachweis von „Arbeitskraftunternehmern“ zu erbringen, sondern es gilt vielmehr zu untersuchen, welche unterschiedlichen individuellen Formen der Lebensgestaltung die dort Beschäftigten entwickeln – und zwar unter Berücksichtigung ihrer persönlichen Motive, Kompetenzen, Strebungen, Ziele und Wertvorstellungen sowie ihrer persönlichen Konflikt- und Problembewältigungserfahrungen. Auch die Frage der Angleichung der Lebensgestaltung von Frauen und Männern angesichts wachsender berufsbiografischer Unsicherheit ist ein zentrales Untersuchungsanliegen.